

Lamy  
Kaddor  
Die Sache  
mit der  
Bratwurst

PIPER

*Mein etwas  
anderes  
deutsches  
Leben*



weißen Anhöhen, die verschneiten Nadelwälder und kleinen Dörfer mit ihren pittoresken Kirchtürmen – Bayern halt. Sogar einen echten Hirsch habe sie am Waldrand stehen sehen, betont sie, wenn sie heute davon erzählt – vielleicht war es aber auch nur das Gemälde eines röhrenden Zwölfenders, den sie später mal bei irgendjemandem über dem Sofa hängen sah und das sich mit ihren Erinnerungen vermischt hatte. Eisiger Wind schnitt ihr ins Gesicht, wenn Papa das Fenster einen Spalt öffnete, um den blauen Qualm seiner Zigarette abziehen zu lassen. Sie fror. Doch es war nicht nur die feuchte Kälte, die ihr unter die Haut ging. Sie atmete schwer, und die Gedanken schossen ihr nur so durch den Kopf. Zu viele neue Eindrücke wechselten sich mit den Bildern der Vergangenheit und den Vorstellungen von der Zukunft ab. Sie nahm die Jacken und legte sie über ihre Kinder, die neben ihr auf der Rückbank saßen. Als sie eingeschlafen waren, fielen auch ihr die Augen zu.

Die Autofahrt von München in die nordwestdeutsche Provinz dauerte mehr als acht Stunden. Längst war es dunkel, als sie die Stadtgrenze passierten. Die Kinder waren inzwischen wieder wach und schauten mit großen müden Augen in die nächtliche Stille. Der Schnee war schon seit einer ganzen Weile aus der Landschaft verschwunden. Immerzu durchbrach die Weihnachtsbeleuchtung die Dunkelheit, hier und da konnten sie die Christbäume hinter den Fenstern sehen. Weihnachten war gerade erst vorbei. Das Auto rollte weiter in Richtung ihres neuen Zuhauses in der Klosterstraße. Wie schon meinem Vater ein Jahr zuvor, fiel ihr vor allem eines auf: die Ruhe in Ahlen. Da waren kaum Menschen auf der Straße. Keine Stimmen zu hören. Kein Lachen. Die Bürgersteige hochgeklappt. Ein Mann steht einsam vor einem Kiosk. Es nieselt. Er stellt seinen Mantelkragen hoch. Als das Auto mit Ahlemer Neubürgern aus Syrien an ihm vorbeifährt, zündet er sich eine Kippe an, atmet tief ein, und während der Rauch noch entweicht, schaut er über den nassen Asphalt in die trübe Nacht. Beiläufig greift der Mann zu einer Flasche neben ihm und nippt an einem Bier. In der Ferne biegt ein einsamer Opel Ascona um die Ecke. Außer ihm erspät die einsame syrische Familie niemanden.

# Eine Reise ins Ungewisse

Die Stille von Ahlen sollte meine Mutter noch lange beschäftigen. Ganz besonders an den Abenden, wenn sie vor die Tür trat, um zu rauchen, brüllte sie sie förmlich an. Sie betrachtete die gelben Lampen in den Küchen und Wohnzimmern der Häuser, die ihren fahlen Schein auf die Straße warfen, wo er sich mit dem schummrigen Licht der Laternen mischte. Es herrschte beinahe absolute Ruhe. Nur im Hintergrund war leise der Geräuschteppich zu vernehmen, der vom Betriebsgelände der Firma Kaldewei – dem berühmten Badewannenhersteller – oder von der Zeche herüberdrang. Dann und wann erhob sich eine streitende Stimme, die von irgendwo aus den Wohnungen herüberschallte und die kleinstädtische Stille für einen Moment zerriss.

Zwar kamen meine Eltern aus einem Dorf, wo es abends auch eher ruhig zuging, aber in Deutschland war das anders. Bis zu ihrer Ankunft in Mitteleuropa verbanden sie mit dem Wort »Stadt« vor allem Chaos, quirlige Menschenmassen, krakeelende Straßenverkäufer, Hupkonzerte, laute Gebetsrufe – all das gerne auch mal mitten in der Nacht. Für sie war eine Stadt so wie Aleppo, die Metropole nahe ihrem Dorf, wohin ihre Freunde und Verwandten zuletzt immer häufiger zum Einkaufen oder Studieren fuhren, oder wie Damaskus, die großartige Kapitale, die älteste durchgängig bewohnte Stadt der Welt, in deren Nähe mein Vater stationiert gewesen war, in der mein Onkel lebte und in der meine beiden älteren Geschwister zur Welt gekommen waren. Und nun also Ahlen.

Die vorrangigsten Herausforderungen für meine Eltern in diesen ersten Tagen war die Überwindung des Abschieds. Sie hatten sich von ihren Liebsten in der alten Heimat trennen müssen. Mit solch einem Schritt sind intensive Emotionen wie Verlustängste, Existenzängste und zugleich Hoffnungen verbunden. Einerseits waren sie freiwillig nach Deutschland gekommen, andererseits nicht. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter wussten, hätten sie in Syrien die gleichen Chancen gehabt, wie sie sie in Deutschland für sich und ihre Kinder vermutet haben, hätten sie ihre Heimat nie verlassen.

Nun hofften sie, in ihrem neuen Zuhause den Trennungsschmerz zu überwinden. Ihre wichtigste Medizin war die feste Überzeugung: Es ist ja nicht für immer. Wird ja nicht lange dauern, bis wir in die Heimat zurückkehren. Das schaffen wir schon. Sie gingen von drei bis vier Jahren aus, etwa so lange, bis die Kinder die Grundschule beendet haben.

Während Papa sich schon einigermaßen eingelebt hatte und seine Wege ganz gut kannte, fing meine Mutter an, sich den Alltag in Deutschland peu à peu zu erobern. Zunächst verschaffte sie sich einen Eindruck von ihrer Umgebung, erkundete die Nachbarschaft und die Wohngegend. Irgendwann schwand die Verwunderung über die zumeist unbevölkerten Straßen. Ihre Wege wurden immer länger und führten zum Marktplatz, zur alten Schuhfabrik, zur Sankt-Marien-Kirche, an den Schaufenstern entlang und bald hinein in die Geschäfte.

Eines Tages musste sie Obst und Gemüse besorgen. So wenig Auswahl! In den Siebzigerjahren gab es in deutschen Supermärkten noch selten Zucchini, frische Blattpetersilie oder scharfe Peperoni. Als sie vor den Tomaten stand und bereits die Tüte in der linken Hand geöffnet hielt, nahm sie mit der rechten eine der noch unreifen, geruchs- und geschmacklosen Tomaten. Anstatt sie in die Tüte zu legen, hielt sie die Frucht an die Nase, roch und dachte an die Tomaten, aus denen sie früher selbst Tomatenmark hergestellt hatte. Dafür braucht man große, saftige, sonnengereifte Tomaten. Mit diesem Bild im Kopf und dem süßsauren Tomatenduft in der Nase merkte sie plötzlich, wie sie angestarrt wurde. Eine junge Frau, wohl im gleichen Alter wie sie, stand mit ihrem etwa zehnjährigen Sohn neben ihr. Als ihr der Blick meiner Mutter begegnete, schaute sie rasch weg und versuchte ihre Neugier zu überspielen. Genau in diesem Moment sagte der Junge zu ihr: »Mama, Mama, schau mal, die Ausländerin trägt 'n Kopftuch!« Er zeigte mit dem Finger auf sie, als stünde eine Außerirdische vor ihm. Seine Mutter lief rot an, schnell drückte sie seinen Arm herunter und hoffte, dass »die Ausländerin« kein Wort verstanden habe. Schnell zog sie ihren Sohn hinter sich her zur Fleischtheke.

Meine Mutter aber hatte den Satz sofort verstanden – »Ausländer« und »Kopftuch« waren zwei Wörter, die man als muslimische Einwanderin schnell lernt, wenn man in Deutschland lebt. Faktisch gesehen hatte das Kind recht mit seinen Feststellungen, sie war eine Ausländerin und sie trug ein Kopftuch, dennoch fühlte sich Mama schlecht. Es war der Tonfall, der das auslöste, und sie fragte sich, warum es schlecht sei, aus dem Ausland zu stammen und ein Kopftuch zu tragen. Schließlich gab es in Syrien viele Frauen, die kein Kopftuch trugen: Christinnen wie Musliminnen, Drusinnen wie Alawitinnen. Diese Frauen wurden öffentlich nie auf ihre Art zu leben angesprochen. Sie packte ein Kilo Tomaten in die Tüte, tröstete sich mit dem Gedanken an ihre Geschwister, Eltern und Freunde in Syrien und hoffte, dass sie nicht mehr allzu lange in diesem Land leben muss.

In den ersten Monaten klappte diese Selbstvergewisserung ganz gut. Doch dann kam alles anders. Ganz anders. Als meine Eltern noch zurück konnten, wollten sie es nicht. Und als sie dann zurück wollten, ging es nicht mehr. Die geschlagenen Wurzeln waren bereits zu tief in die deutsche Erde eingedrungen. Gewachsen dank eines besonderen Düngers: meiner jüngeren Schwester und mir.

Als ich früh an einem Sommersonntagmorgen des Jahres 1978 im St. Franziskus-Hospital als drittes Kind der Familie das Licht der Welt erblickte, begann meine Mutter kurz darauf zu rauchen. Dass sie nun ein Kind in Deutschland geboren hatte, machte es, wie man vielleicht hätte annehmen können, für sie nicht leichter. Instinktiv spürte sie, dass sich mit meiner Geburt die Ausgangslage verändert hatte und eine Erschwernis damit verbunden war. Die Selbstvergewisserung begann nun zu bröckeln. Was bedeutet diese Geburt für sie? Für ihre Zukunft? Die Fragen waren bohrend. Sie war nicht nur für die meisten ihrer Mitbürger eine Fremde, auch sie waren ihr fremd. Sie war ohne ein Kopftuch eingereist, jetzt trug sie eines, später setzte sie es wieder ab, dann trug sie es doch wieder. Sie lernte Deutsch so gut es eben ging auf eigene Faust. Denn bis 1973 gab es in Deutschland weder staatliche Förderungen noch Konzepte für Sprachkurseangebote an »Gastarbeiter«; auch die Volkshochschulen waren damals anders strukturiert. Als die ersten Überlegungen in Richtung Sprachförderung endlich fruchteten, war – mal abgesehen davon, dass sie sich zunächst nur an die Arbeiter selbst richteten, nicht an deren Familien – der Zug für meine Mutter längst abgefahren. Die Dynamik des Neuanfangs war verflogen, sie hatte gelernt, mit dem, was sie hatte und konnte, zurechtzukommen.

## Ahlen – nicht Aalen!

In Ahlen das Licht der Welt zu erblicken kann man sich genauso wenig aussuchen, wie in Timbuktu oder Aleppo geboren zu werden. Lange Zeit konnte ich mich nicht allein als Ahlenerin sehen. Es gab ja immer noch dieses andere in mir, das die meisten Ahlener nicht hatten: das Syrische oder das Arabische. Aber als Syrerin oder als Araberin allein konnte ich mich auch nicht sehen. Die meisten Syrer wurden nun mal nicht in Ahlen geboren.

Ahlen ist ein schönes Städtchen, es gefällt mir, wohlgernekt das Ahlen in Westfalen im Kreis Warendorf, nicht das Aalen nahe der Schwäbischen Alb. Viele denken zuerst daran, wenn sie den Namen meiner Geburtsstadt hören. Das ist ein wenig ungerecht, dass mein Ahlen weniger bekannt ist. Dabei sind beide Orte fast gleich groß. Beide haben eine lange Geschichte. Mein Ahlen wurde im 9. Jahrhundert erstmals historisch erwähnt, Aalen erst dreihundert Jahre später. Zudem hat mein Ahlen heute ein paar gewichtige Argumente für einen gewissen Bekanntheitsgrad, wie ich finde. Viele Menschen verbinden mit Ahlen zum Beispiel die Westfalenkaserne, vor allem wenn sie gedient haben, oder den Fußballverein LR Ahlen, wenn sie sportbegeistert sind, oder eben die Badewannen von Kaldewei, wenn sie Wert auf Qualität legen. Früher dachten vor allem Arbeiter natürlich an die Zeche Westfalen. Gut hundert Jahre prägte sie die Stadt, 2000 wurde die Förderung dann eingestellt, das war ein harter Schlag für die Menschen. Viele Eltern meiner Freunde hatten auch dort gearbeitet. Politisch Interessierte werden daran denken, dass 1947 in Ahlen das sogenannte Ahlener Programm der CDU in der britischen Zone verabschiedet wurde. Das Papier ist eines der bekanntesten Dokumente aus der Gründungszeit der Partei. Es ist eine Auseinandersetzung mit Kapitalismus und Marxismus und war ein Leitfaden für die künftige Wirtschafts- und Sozialpolitik basierend auf der christlichen Soziallehre. Der Vorsitzende der CDU in der britischen Zone, Konrad Adenauer, erklärte damals: »Das Ahlener Programm ist und bleibt die offizielle Stellungnahme der CDU der britischen Zone zur Frage des Sozialismus und der Sozialisierung.« Menschen mit einem Interesse für die Geschichte des Nationalsozialismus wissen vermutlich auch, dass Ahlen in Westfalen 1939 als eine der ersten Städte propagierte, »judenfrei« zu sein. Die meisten vertriebenen Juden gingen ins Ruhrgebiet, darunter übrigens die Familie Spiegel, deren bekanntester Spross Paul Anfang der Nullerjahre Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland war. Dass